

Der Umgang mit Bauten des 20. Jahrhunderts

Autor(en): Alfred Wyss
Quelle: Basler Stadtbuch
Jahr: 1988

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/b4c19541-cd70-4e47-8d30-c2a4fac4317b>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

Der Umgang mit Bauten des 20. Jahrhunderts

Ja, um unsere eigene Zeit geht es hier – um das «bauliche Erbe» seit dem Ende des Ersten Weltkrieges, das die Älteren unter uns haben entstehen sehen. Die Stadt ist in dieser Zeit noch einmal gewaltig gewachsen, nachdem ihr bereits nach der Kantonstrennung und dem Aufsprengen des Mauerrings seit 1859 die neuen Aussenquartiere und die Industrie und in der Altstadt selbst die Verwaltungsgebäude und Kaufhäuser ein neues Gepräge gegeben hatten. Jene erste Phase ist in unser Geschichtsbewusstsein als abgeschlossene Epoche eingegangen und durch die Publikation des INSA-Bandes Basel (Inventar der neueren Schweizer Architektur 1850–1920, Bern 1986) in ihrem baulichen Bestand aufnotiert. Was in den neuen Schutz- und Schonzonen, seit 1988 in Kraft, als erhaltenswert erfasst worden ist, betrifft neben der Altstadt, mit wenigen Ausnahmen, diese ältere Epoche.

Unsere Zeit soll also nun auch unter dem Aspekt der erhaltenswerten Vergangenheit betrachtet werden. Diese Forderung ist keineswegs eine Erfindung des Basler Denkmalpflegers; sie wird in allen Ländern Europas gestellt. Mit dem «neuen Bauen» – der «internationale Stil», der «Funktionalismus», das «Bauhaus» dienen hier als Stichworte – hat sich die Kunstgeschichte schon ausführlich befasst, auch wenn sie vor allem den Pionieren nachgegangen ist; die Siedlungen und genossenschaftlichen Wohnbauten, die wegen der Wohnungsnot in den Krisenzeiten auch von Staates wegen stark gefördert worden waren, sind ein Standardthema von Kunstge-

schichtlern und Architekturkritikern. Jetzt folgen, vor allem in Deutschland, die Publikationen über die 50er Jahre, und man beschäftigt sich in fast allen Ländern mit Inventaren bis zur Zeitschwelle der 60er Jahre und der Auseinandersetzung mit dem Wiederaufbau in den kriegsbetroffenen Ländern. Kolloquien zu den Problemen der Erhaltung des architektonischen Erbes des 20. Jahrhunderts werden abgehalten. Die Frage nach den Gründen für diese Erscheinung wollen wir offen lassen und das betrachten, was in unserer Stadt geschehen ist. Es können nur assoziative Hinweise gegeben werden. In der ersten Zeit unseres Jahrhunderts bis etwa 1920, als zum Beispiel Le Corbusier sein Dominohaus (1915) entwarf und Gropius die Faguswerke in Aalfeld (1911) als Zeichen neuer Bauvorstellungen baute, ist in Basel wenig an Vorläufern der Moderne zu finden. Sie verbergen sich wohl im industriellen Bereich, wie z.B. dem Bierdepot der ehemaligen Aktienbrauerei an der Dornacherstrasse mit der dünnen Betonschale, die von Shed-Bändern durchbrochen ist, und dem Tramdepot am Dreispitz mit Hetzerbindern (1915/16 BBG, Hans Bernoulli). Dann aber, ab 1920, folgen die Werke der Pioniere der «Moderne», die bekannten Siedlungen und Einzelbauten, die mit den Namen Hans Bernoulli, Paul Artaria, Hans Schmidt, Hannes Meyer und Ernst Egeler verbunden sind, und die heute noch wegen ihrer Modernität beunruhigende, hervorragend schöne Antoniuskirche von Karl Moser (1926 ff.). Im nächsten Jahrzehnt, also ab 1930 bis in die ersten Kriegsjahre, häufen sich

öffentliche Aufträge, die allerdings in zurückhaltenderer Weise «modern» sind: Kulturbauten wie das Kunstmuseum (1932–34, Rudolf Christ und Paul Bonatz) mit dem schönen Hof und Treppenhaus; das Stadtcasino (1938, Architektengemeinschaft Kehlstadt, Brodtbeck, Bräunig, Leu, Dürig), das trockene Kollegiengebäude der Universität (1937–39, Roland Rohn) und das in Pavillons angelegte, weitläufige Schulhaus auf dem Bruderholz (1936, Hermann Baur); als kirchliche Bauten die Johanneskirche (1936, Karl Egender und Ernst F. Burckhardt), die sich von konstruktivistischen Vorstellungen ableiten lässt, das Kirchgemeindehaus Zwingli (1931, Willi Kehlstadt) und die Church of Christ Scientist (1935/36, Otto Rudolf Salvisberg); ferner Sportbauten wie die Kunsteisbahn (nach einem Konzept von Hermann Baur, 1931, von Widmer und Calini), das Gartenbad Eglisee (1930/31, Julius Maurizio) und das Hallenbad Rialto (1933/34, E. Bercher und E. Tamm), das allerdings vor etlichen Jahren im Innern stark verändert worden ist; im Industriebereich das Verwaltungsgebäude der F. Hoffmann-La Roche (1936/37, Otto Rudolf Salvisberg) und das Konzept der Laborgebäude, die später von Roland Rohn weitergebaut worden sind; Bauten des öffentlichen Lebens wie die Markthalle (1928/29, Alfred Gönner und Hans Ryhiner) und am Ende der Periode der Spiegelhof (1940, Hans von der Mühl und Paul Oberrauch), der 1962 um das zurückgeschobene gläserne Geschoss erhöht wurde. – Das ist gewiss nur eine beschränkte Auswahl, aber es sind durchwegs Bauten, die sich in unserem Erinnerungsbild der Stadt eingepägt haben – geschichtliche Bezugspunkte also unseres Lebensraumes. Was damals an Baudenkmälern verloren ging – das alte Zeughaus, das Altstadtquartier an der Spiegelgasse, der barocke Württemberger Hof –, das wollen wir jetzt und hier nicht beklagen; die Verluste haben die Opposition gegen die in der

selben Zeit entstandene Stadtplanung mit dem Projekt einer Talentlastungsstrasse geschürt, und sie sind die Auslöser der heftigen Kämpfe, die zum heute geltenden Konzept der Stadterhaltung geführt haben.

Auch die Nachkriegszeit hat das Stadtbild markiert:

- mit dem Bürgerspital (1938–45, Hermann Baur, F. Bräunig, H. Leu und A. Dürig, E. und P. Vischer); es gehört eigentlich dem Konzept nach in die 30er Jahre, wie übrigens auch die 1956 ausgeführte Gewerbeschule (Konzept 1939, Hermann Baur),

- der Allerheiligenkirche, die mit kargen Geldmitteln 1951 von Hermann Baur im Neubadquartier geschaffen wurde,

- dem Rundbau der Mustermesse, den Hans Hoffmann 1953/54 neben den Altbau gestellt hat, der mit dem Hauptgebäude und den interessanten Hallen (1925/26, Hermann Herter) durchaus in unsere Aufzählungen gehören würde – vom selben Architekten stammt das nur mit dem Wehr auf städtischem Boden liegende Kraftwerk Birsfelden (1955),

- dem Wasgenringschulhaus (1953–55, erweitert 1960–62 von B. und F. Haller),

- dem «Domushaus», jetzt Architekturmuseum, einem verspäteten, aber schönen Vertreter der Stahl-Glasbauweise (1958, M. Rasser und T. Vadi);

dann, schon in den 60er Jahren:

- mit dem Hochhaus am Hechtliacker als Fragment eines grösseren Überbauungsprojektes (1961/62, Otto Senn),

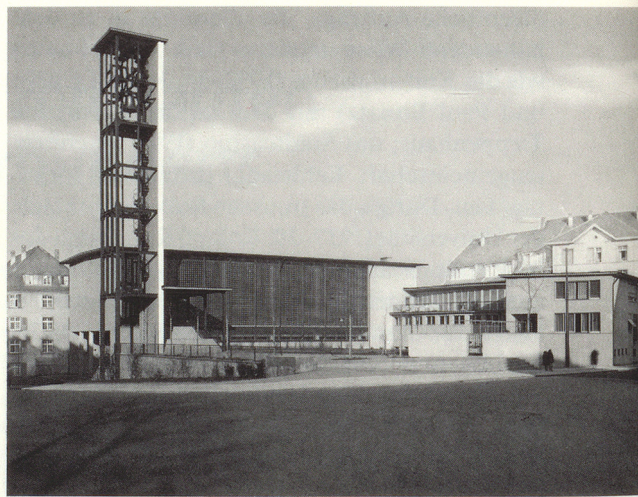
- der Universitätsbibliothek (1964–68 vom selben Architekten), deren Treppenhaus an das expressive Werk von Hans Scharoun (Berliner Philharmonie) erinnert, und

- der Tituskirche auf dem Bruderholz (1964, Benedikt Huber).

Weiter wollen wir mit dieser Nennung stadtprägender neuerer Architektur nicht in die Gegen-



1



2

wart vorstossen. Es genügt, dass wir uns von diesem Geschaffenen beeindrucken lassen. Vielen von uns nämlich schiebt sich die Erinnerung an die Zerstörungen der Stadt davor, die Wunden, welche das Projekt der Talentlastungsstrasse in der Schneidergasse schlug und deren letzte beim Abbruch der alten Häuserzeile in der Aeschenvorstadt in diesem Jahr aufgebrochen ist; auch die katastrophalen Einbrüche in den Aussenquartieren in der Zeit der Hochkonjunktur, die eben am Ende der von uns hier angerissenen Zeit einsetzte.

Und jetzt sind wir fast selbst dem Fehler verfallen, nur Hauptwerke einer Epoche auf ihre Erhaltungswürdigkeit zu befragen: Es ist auch in dieser Zeit daneben unendlich viel mehr gebaut worden, ganze Quartiere und Strassenzüge, von denen wir in zufälliger Auswahl die folgenden nennen: Riehenring, Rosentalstrasse, gewiss auch die Greifengasse und die Bauten an der Oberwilerstrasse bei der Holestrasse. Und endlich die anonyme Gebrauchsarchitektur in den Industriegebieten, deren funktionelle Schönheiten schon von den Pionieren des 20. Jahrhunderts beachtet worden waren. Wir besitzen

keine Inventare und keine Verzeichnisse der Werke und Werte dieser Zeit – es wäre höchste Zeit dazu: Das architektonische Erbe des 20. Jahrhunderts ist in Gefahr.

Da wird man mir zunächst widersprechen in der Stadt, in welcher die Aussenhaut der Antoniuskirche mit so viel Sorgfalt und Aufwand erneuert wird, wo man mit ausserordentlichem Geschick das alte Arbeitsamt von Erwin Heman (1931) durch eine räumliche Inversion gerettet hat. Gewiss ist unsere durch moderne Architekturkritik eingebaute Öffentlichkeit für die Erhaltung von Erscheinungen der jüngsten Zeit sensibilisiert. Es gibt aber kleine Anzeichen dafür, dass wir unsere nächste Vergangenheit vernachlässigen. In der gross angelegten Wohnüberbauung, die 1926 von H. von der Mühl, P. Oberrauch und R. Christ an der Ecke Gundeldingerstrasse/Thiersteinallee errichtet worden war, wurden die den Baukörper so bestimmenden Fenster zu grösseren Teilen ausgewechselt: Einflüglige Ganzglasscheiben statt der zweigeteilten Flügel verwandeln den ehemals wohlich erscheinenden Bau in einen durchlöcherten, festungsartig erscheinenden Trakt. In der so wich-



3

tigen Siedlung in den Schorenmaten von August Künzl, Paul Artaria und Hans Schmidt (1928/29) wurde eine Aussenisolation angebracht und damit die Proportionen verdorben; in einem als Prototyp vorgesehenen Haus von Hans Schmidt, mit welchem der Architekt die «Eisenskelettbauweise auf Grund normalisierter Grundrisselemente» untersuchte, wurde das Innere wegen der engen Verhältnisse wesentlich verändert. Zum oppositionslosen Abbruch der Nationalzeitung von Armin Meili (1943, 1956, 1966), deren blau mosaizierte Fassade am St. Alban-Graben wohl zu aufdringlich in Erscheinung getreten war, die aber im Innern Meilis Meisterhand im Detail zeigte, erschien wenigstens eine würdigende Beilage im Basler Magazin (Nr. 43, 29.10.1983). Es sind dies wenige Beispiele. Aus den Erfahrungen und Berichten unserer Kollegen aber wissen wir, dass mehr Gefahr droht, als wir beim Stand unserer rudimentären Kenntnisse erkennen können. Die Wohnsiedlungen sind wegen ihres Alters jetzt in der Phase der baulichen Sanierung. Die Ansprüche an Raum- und Wohnungsgrössen sind gewachsen – dies ist vor allem eine Gefahr für



4

- 1 Wohnsiedlung Eglisee am Bahndamm, von Paul Artaria und Hans Schmidt, 1930, weitergeführt von Hermann Baur 1932.
- 2 Johanneskirche, von Karl Egender und Ernst F. Burckhardt, 1936; Aufnahme kurz nach der Erbauung.
- 3 Hallenschwimmbad Rialto, von E. Bercher und E. Tamm, 1933/34.
- 4 Wohnüberbauung Gundeldingerstrasse/Ecke Thiersterallée, von H. von der Mühl und P. Oberrauch, 1926.

jene Siedlungen, welche in den Krisenjahren die Pioniere der Moderne so beschäftigt haben mit den Themen der Sparsamkeit «für das Existenzminimum», der genormten Elemente, der Funktionalität. Negativ scheinen auch die für heutige Begriffe ungenügende thermische und akustische Isolation und manche Mängel in der Bautechnik (dies ist zeittypisch; Le Corbusier wird deshalb oft als schlechter Architekt apostrophiert). Die Bauten dieser Zeit sind nicht leichter zu pflegen und zu restaurieren als die Denkmäler der älteren Zeiten. Das hat uns die Betonsanierung an der Antoniuskirche gezeigt, die wegen der Eigenschaft des alten Stampfbetons schwierig genug ist, oder der Ersatz

der feinprofilierten korrodierten Stahlschiebefenster am Parkhaus zum Zossen (1934/35, Otto Senn).

Die Gefährdung liegt aber noch eine Schicht tiefer. Im Grund ist die Bauweise mit den schnörkellosen Kuben und dem flachen Dach nicht populär. Und wenn wir an die 50er Jahre denken, so wird unvermeidbar vom «Nierentischchen» gesprochen, und wir lächeln über die damals wiederentdeckte handwerkliche Sorgfalt und die Pflege des Details, wie sie sich am Spiegelhof an der stichbogigen Durchfahrt zum Hof und dem allerdings älteren Messinggeländer im Foyer des Casinos manifestiert. Wir lehnen jene Architektur ab, die mit Beton, Eisen und Stahl – den grossen Erfindungen des 19. Jahrhunderts –, mit vorfabrizierten Bauteilen das ökonomische und rationelle Bauen fördert und welche das Wohnen in Funktionen gliedert bis zur Aufsprengung der alten städtischen Ganzheit. Dieser Zeit stehen wir zu nahe. Wie bis vor wenigen Jahrzehnten noch die historistischen Bauten des 19. Jahrhunderts als doppelbödig und falsch verworfen worden sind, so hegen wir unsere negativen Vorurteile über die Baukunst der Zwischenkriegs- und der Nachkriegszeit – mit dem Unterschied allerdings, dass die 20er Jahre gegenüber dem eklektizistischen Historismus einen radikalen Bruch mit den Bauformen aller Vergangenheiten bedeuten.

Hier brechen wir die in vielem ungenügende Skizze zum Bestand und zu den Problemen der Erhaltung der Architektur des 20. Jahrhunderts ab; wir haben den gebührenden Abstand einer Generation, wie sie die heutigen Fachleute der Inventarisierung fordern, eingehalten, auch wenn bereits in einem benachbarten Land die Forderung aufgestellt wird, es seien neue Werke hoher Bedeutung sozusagen probeweise auf 30 Jahre zu schützen, bis sie sich im Generationenrückblick bewährt hätten. Uns ging es darum zu zeigen, dass wir auch in Basel viele Dinge jener

Zeit beachten müssen, von den Einfamilienhäusern über die Wohnsiedlungen zu öffentlichen Bauten und Kirchen, zu den Verkehrseinrichtungen, der Strassenmöblierung mit den Kiosken, zu den Sportanlagen, Kongressbauten und Einkaufszentren – nicht zuletzt auch den Industrieanlagen. Wir müssen in der grossen Menge des Gebauten nach den Qualitäten Ausschau halten und mit der entsprechenden denkmalpflegerischen Sorgfalt mit den Werken dieser Zeit umgehen.

Einer, der dieses Neue und die Bedrohung des Alten in unserer Stadt seit 1940 mitgelitten und mitgetragen hat, ist in diesem Jahr von uns gegangen – Fritz Lauber, Denkmalpfleger unseres Kantons von 1961 bis 1977. Sein Wirken, für das wir danken und auf dem wir aufbauen, wird in diesem Stadtbuch an anderem Ort gewürdigt.

Eine negative Spätfolge der eingangs behandelten Zeit ist der Abbruch einer Häusergruppe an der Aeschenvorstadt, den wir schon kurz erwähnt haben. Die Vorstadt war bis in die Zeit Merians (1615) zu einem geschlossenen Strassenzug zusammengewachsen, der erst durch die modernen Baulinien aufgesprengt wurde: Die neue Ausweitung droht nun die Altstadtgrenze an der Stelle aufzubrechen, wo ein uralter Verkehrsweg in die Stadt mündete. Johann Jakob Stehlin d.J. hatte mit seiner Planung eines «repräsentativen Stadteinganges» von 1860 und mit seinen längst wieder verschwundenen Kopfbauten von 1880/84 diese Situation erfasst. Sie blieb trotz des planlosen späteren Umganges mit dem Aeschenplatz bis heute erlebbar: Hier gilt es, ein wichtiges städtebauliches Problem in letzter Stunde zu lösen.

Der an dieser Stelle gewöhnlich folgende Jahresrückblick muss leider aus Platzgründen ausfallen. Es wurden allerdings 1988 nur wenige grosse Restaurierungen abgeschlossen. Umso ausführlicher wird dann der Bericht im nächsten Stadtbuch sein.